Fünfzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium, Lukas 7, 11—16.

In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß; und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war, und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er vom Mitleiden über sie gerührt und sprach zu ihr: Weine nicht. Und er trat hinzu und rührte die Bahre an; die Träger aber standen still. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, steh auf. Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Und er gab ihn seiner Mutter. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.

Es war gerade kein Zufall, daß der schon bei Naim durch unsern Herrn Jesus Christus ins Leben zurückgerufene Jüngling in die Stadt Naim paßt, gerade als Bild, als Gleichnis, als Vorbild für den tiefen Sinn des heutigen Evangeliums. Es ist Gott bei Mensch nicht gleichgültig, es muß gut sein, es muß es sich immer wieder um Gottes willen und reinsten Dienst handeln, allerdings Gottes Geheimnis und seine allweise Vorsehung. Wenn das ewige Leben im Himmel einschon kein Sprung vom Tode ist, sondern ein Gewinn, ohne daß der Tod ihm ohne den Willen des Himmlischen Vaters gelingen, wenn sie durch den Tod sich wieder Glück und Unglück und Tod bei der Geburt getrennt hat. Der begegnen, ohne daß Gott es lenkt, Tod bietet alle die Grenze zwischen oder wenigstens es zuläßt. Und ob Zeit und Ewigkeit. Er bedeutet das eine oder das andere uns zu einerseits das Ende aller Gründe teil wird, Gott hat seine besondere dieses irdischen Lebens, andererseits den Anfang jenes ewigen Lebens, von dem der hl. Paulus schreibt: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben" (1. Kor. 2: 9).

Im Lichte dieser Wahrheit betrachtet, hat der Tod viel mehr Tröstliches als Betrübendes. Wir können es somit leicht verstehen, daß viele Heilige sich mit der ganzen Macht ihrer Seele nach dem Tode gesehnt haben. So sagt der hl. Paulus von sich selbst: „Ich habe das Verlangen, aufgelöst zu werden und mit Christo zu sein" (Phil. 1. 23). Schrecken kann der Tod nur für den haben, der die Welt mit ihrer Eitelkeit liebt, in dessen Herzen die Liebe Gottes keinen Platz findet. Für ihn ist der Tod das Ende alles Glückes und der Anfang ewigen Unglückes.

Die Nutzanwendung aus dieser Betrachtung ist eine sehr leichte, jeder kann sie für sich selbst machen. Die Nachfolge Christi sagt: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm allein dienen. Dieses ist die höchste Weisheit, die Welt zu verachten und nach dem Himmelreiche zu streben. Eitelkeit also ist es, nach vergänglichen Reichtümern zu suchen und sein Vertrauen darauf zu setzen. Eitelkeit ist es auch, nach Ehren zu streben und sich selbst zu erhöhen. Eitelkeit ist es, den Gelüsten des Fleisches zu folgen und das zu verlangen, wofür wir nach diesem Leben strenge bestraft werden. Eitelkeit ist es, sich ein langes Leben zu wünschen und sich wenig um ein gutes Leben zu bekümmern. Eitelkeit ist es, bloß auf das gegenwärtige Leben bedacht zu sein und nicht auf die Dinge zu sehen, die da kommen werden. Eitelkeit ist es, das zu lieben, was schnell vergeht, und nicht dahin zu eilen, wo ewige Freude herrscht."

Wahre Gottesstreiter.

Die hl. Martina, Märtyrerin.

Vor Kaiser Alexander stand eine vornehme Christin, die Jungfrau Martina. Sie entstammte dem römischen Hochadel — war doch ihr Vater Konsul von Rom —, und sie war sehr reich. Freilich war die edle Jungfrau in den Salons der Vornehmen wenig zu sehen, aber desto mehr kannte und liebte man sie in den Hütten der Armen.

Der Kaiser befahl Martina, dem heidnischen Gott Apollo zu opfern, dann werde er sie mit Ehren überhäufen. Doch die Jungfrau antwortete unerschrocken: „Befiehl mir, dem lebendigen Gotte zu opfern, der alles aus nichts gemacht hat, und Apollo wird durch mein Opfer zu Schanden werden." Alexander gebot dem Mädchen, in den Tempel des Apollo zu gehen und dort zu opfern. Martina erwiderte: „Tritt zuerst du ein und laß alle Priester des Apollo eintreten und alle, die ihn verehren, dann sollt ihr sehen, wie wohlgefällig der heilige und gütige Gott das Opfer von meiner Hand annimmt."

Der Kaiser begab sich mit seinem ganzen Gefolge in den Tempel des Apollo, um zu sehen, was durch Martina geschehe. Diese trat ein, bezeichnete sich mit dem Zeichen Christi und betete zu Gott.

Als sie mit ihrem Gebete zu Ende war, da erschütterte ein mächtiges Erdbeben die ganze Stadt; der Apollotempel stürzte teilweise ein, das Götzenbild wurde zertrümmert, und zusammen mit den Götzenpriestern kam viel Volk um.

Der Kaiser erkannte in seiner Verblendung nicht, daß das Gottes Werk war; er befahl deshalb, die Jungfrau zu martern. Mitten unter ihren Qualen erhob sie die Augen zum Himmel und betete: „Erhöre mich, du Herr Jesus Christus, der du deine Gnade denen gibst, die auf dich vertrauen. Herr, erhöre mein Gebet und mache mich standhaftig und geduldig und führe mit deiner Gnade diese zu dir, die mich peinigen."

Die acht Henkersknechte waren von Martinas Gebet und von ihrer Standhaftigkeit so erschüttert, daß sie sich zum Glauben an Christus bekannten. Der erzürnte Kaiser befahl, die Neubekehrten hinzurichten. Da betete Martina zu Gott, und indem sie mit ihrem Finger das Zeichen des Kreuzes auf deren Stirne zeichnete, besiegelte sie freudig ihr Bekenntnis unter das Henkerbeil.

Martina wurde nach ihrer Marter in den Kerker geworfen. Eines Tages befahl der Kaiser Alexander, sich in den Tempel der Göttin Diana zu begeben und ihr ein Opfer darzubringen. Die Märtyrerin begegnete sich wieder mit dem Zeichen des Kreuzes und trat im Namen Christi in den Tempel. Dort befahl sie erbittert zu dem Götzen: „Jetzt befehl du dem bösen Geiste, der in dem Götzenbild wohnt, auszufahren." Da erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm mit Blitz und Donner, und die Tempel vom Grund und zermarmelte das Götzenbild der Diana in Stück. Der Tempel stürzte ein, die Priester mit den meisten auch viel Volk verbrannten.

Der verblendete Kaiser sah die Zeichen und Wunder immer noch nicht. Das sah Mich er allen Zeichen zum Trotz und hatte nur das eine Wort: „Du bist eine Christin und kennst Christus als Gott." Da ließ der Kaiser endlich nach, ließ den Kerker öffnen, das Haupt abhauen. — Dies geschah am 1. Januar des Jahres 225.

Ein Apostel unserer Tage.

Von P. Johannes Wallenborn, Obl. d. U. L. M.

Apostelgeschichte wird auch heutzutage noch geschrieben; es sind zwar keine unter dem besonderen Beistande des hl. Geistes verfaßten Berichte, aber sie erzählen von dem, was Männer unserer Zeit getan haben, die vom hl. Geiste auf Apostelpfade geführt werden. Ihre Lebensgeschichte mutet uns an wie ein Spiegelbild, ein Echo aus dem Leben der ersten Weltboten, die nach dem Pfingstfest auszogen, um die damals bekannte Erde für ihren göttlichen Meister zu erobern.

Ein Apostel unserer Tage ist auch P. Arsenius Turquetil, Obl. d. U. L. M.

Geboren am 3. Mai 1876 zu Colombos, in der Normandie, trat er nach Empfang der Niedern Weihen in die Gemeinschaft der Oblaten ein. Seine Studien vollendete er im Scholastikat der Oblaten zu Lüttich, wo er am 23. Dezember 1899 zum Priester geweiht wurde. Im Juli des folgenden Jahres erhielt er seine Bestimmung für das Apostel Vikariat Keewatin. Am 17. August 1900 schiffte er sich in Liverpool ein und erreichte am 15. Oktober seine Station St. Peter am Rennthiersee.

Bereits in Lüttich hatte sich der junge Priester mit dem Gedanken der Missionierung der Eskimos befreundet. Das war gelegentlich eines Vortrages, den der damalige Apostol. Vikar Grouard von Athabaska-Mackenzie gehalten hatte. Allerdings waren dies ganz andere Gebiete und ganz andere Eskimostämme, als die, zu denen ihn Gott einige Jahre später führen sollte. Auf der Station St. Peter am Rennthiersee trat P. Turquetil als Obern den heiligmäßigen P. Gaité an, der seit vielen Jahren die Frage erwog, wie den Eskimos, mit denen er auf seinem vorgeschobenen Posten durch seine Montagnesen in Berührung gekommen war, die frohe Kunde vom Reiche Gottes gebracht werden könnte. Als der junge, kräftige Missionar vor ihm stand und ihm von seinem Herzenswunsch erzählte, rief er aus: „Nun hat mir Gott den rechten Mann geschickt; jetzt geht der Traum meines Lebens in Erfüllung; auch die Eskimos bekommen jetzt ihren Missionar!"

Und tatsächlich haben die Eskimos mehr als einen gewöhnlichen Missionar an P. Turquetil erhalten, einen wahren Apostel, der sich mit ganzer Seele in den verflossenen dreizehn Jahren für sie eingesetzt hat.

Als er im Herbste des letzten Jahres in Europa weilte, galt sein wichtigster Besuch der Propaganda in Rom. Ihr setzte er mit Apostelkraft seine Missionspläne auseinander. Die oberste kirchliche Behörde ging bereitwillig darauf ein; sie erkannte als das beste Mittel zur Förderung der Eskimo-Mission die Errichtung eines eigenen neuen Sprengels, an dessen Spitze sie P. Turquetil berief. Als Apostol. Präfekt der Hudsonbai ist er auf sein fernes Arbeitsfeld zurückgekehrt.

Die Eskimos, d. h. die Rohfleischesser — wie sie von den Indianern genannt werden; sie selber nennen sich Innuit, d. h. Menschen — wohnen in den nördlichsten Gebieten der Erde, von Grönland bis Alaska, aber nur da, wo kein Wald mehr ist. Sie leben nämlich in der abergläubischen Furcht, zwischen den Bäumen drohe ihnen Gefahr. Zieht man eine Linie, die das sogenannte „Oedland" vom übrigen Teil des canadischen Nordwestens trennt, so hat man die Grenze, jenseits welcher man die Eskimos findet.

Die amerikanischen Eskimos kann man auf rund 14,000 angeben, wovon wohl die Hälfte auf Nordost-Canada entfällt. In Grönland und Ost-Labrador sind seit 1733 die protestantischen Missionare der Herrenhuter Brüdergemeinde tätig; im Mackenziegebiete haben die Oblaten durch P. Petitot und Grollier ehemals in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, dann planmäßig seit 1911 die Missionierung der Eskimos begonnen. Im Alaska sind die Jesuiten seit 1888 mit der Bekehrung der dortigen Eskimos beschäftigt.

Seine erste große Erkundungsreise in dieses unwirtliche Gebiet machte P. Turquetil von St. Peter am Renntiersee aus im Winter 1902—1903 in der Zeit von Weihnachten bis Ostern. Sie führte ihn bis zum Roeltinsee. Im Sommer 1906 nach Ostern unternahm er einen weitern bedeutenden siebenmonatlichen Vorstoß. Beim dritten Male im Sommer 1911 drang er unter unsäglichen Mühen bis zum Fort Churchill vor. Nun hatte er die Gewißheit erworben, daß nur im Anschluß an einen Posten der Hudsonbai-Pelzhandelsgesellschaft eine Mission unter den Eskimos gegründet werden könne. Als Wandermissionar ist es nämlich unmöglich, den Eskimos zu folgen, weil sie fast dauernd, und zwar vereinzelt, oft wochen- und monatelang der Renntier- und Seehundjagd sowie dem Fischfange nachgehen. Dagegen ist es verhältnismäßig leicht, auf den Handelsposten mit größeren Gruppen zusammenzutreffen, weil sie zu bestimmten Zeiten dahin kommen, um die erbeuteten Pelze gegen Lebensmittel und Schießbedarf einzutauschen. Ein solcher Treffpunkt konnte Fort Churchill nicht sein; glücklicherweise hörte P. Turquetil damals, daß die Hudsonbai-Handelsgesellschaft in Chesterfield einen Posten errichtet habe, um mit den Eskimos Handel zu treiben. „Also auf nach Chesterfield!" hieß von nun an seine Losung.

Aber wie dorthin gelangen? Auf dem Landwege natürlich, denkt der Leser, der Chesterfield Inlet rund 600 Kilometer in nordöstlicher Richtung von der St. Petermission liegen sieht. Aber er rechnet nicht damit, daß in Chesterfield kein bischen Holz zu finden ist; es müßte also alles zum Bauen und Leben Notwendige auf dem Hundeschlitten befördert werden, was eine reine Unmöglichkeit darstellt. Nein, es muß ein anderer Plan ins Auge gefaßt werden: von Montreal aus wird er versuchen, mit dem Dampfer der Handelsgesellschaft, der jedes Jahr einmal verkehrt, auf dem St. Lorenzstrom, um Labrador herum, in die Bucht von Chesterfield zu gelangen. Dieser Seeweg ist zwar fünf- oder sechsmal so lang, führt aber sicher zum Ziel. Zuvor läßt er sich in Montreal sein Stubenhaus zimmern und kauft alles für das erste Jahr Notwendige zusammen und verstaut es auf dem Schiff „Raskopie".

Und so geschah es im Jahre 1912!

Am 4. September langte P. Turquetil mit seinem Begleiter P. Le Blanc, einem Oblatenjungen Missionar, der eben von Lüttich gekommen war, in Chesterfield an.

Chesterfield, nach einem englischen Lord benannt, ist eine große Stein- und Eiswüste. Selbst im Juli schmilzt Eis und Schnee nicht ganz an der Mündung des Meeres; nur in der kleinen Bucht bricht im Sommer eine Wasserrinne sich Bahn, so wie es der Seehund gerne hat, der hier lebt. Das gilt für den, aber auch den Eskimo, der den Seehund erjagen muß, will er ohne ihn nur zu oft dem Hungertode preisgegeben ist. Hier sind also einfache Eskimos zu treffen.

Nach der Landung beobachtete P. Turquetil das Völkchen, begrüßte die jugendlich freundlich, nachdem er mit seinem Gehilfen das mitgebrachte Haus, das auch als Kapelle diente, aufgerichtet hatte. Dann suchte er allmählich in das Geheimnis der Eskimosprache einzudringen, die bei weitem schwierigste Aufgabe. Ein guter Freund in Deutschland sandte ihm eine Eskimo-Sprachlehre; aber schon vorher hatte der eifrige Glaubensbote aus einer Uebersetzung des Neuen Testamentes in mühsamen, langwierigen Untersuchungen die Eskimo-Wortstämme herausgeschält.

Volle zwanzig Monate vergingen, bis er am Pfingstfeste 1914 seine erste Predigt in der Sprache der Eingeborenen halten konnte. Eine ganze Stunde dauerte sie. In der Freude seines Herzens gab der Missionar den Ankömmlingen, die auf dem Posten der Gesellschaft die erjagten Felle gegen Lebensmittel eingehandelt hatten, einen vollständigen Ueberblick über die Lehre Christi. Er erzählt ihnen von der Allmacht des Vaters im Himmel, der Welt und Menschen ins Dasein gerufen, von Jesus Christus, dem Erlöser des ganzen menschlichen Geschlechtes, von seinem Tode am Kreuze aus Liebe zu den unsterblichen Seelen. Mit gespannter Aufmerksamkeit hören alle zu und spenden ihm auch gelegentlich reichen Beifall durch ihr „Ima-Ima"-Rufen, solange er nicht die strengen Forderungen seines Meisters auseinandersetzt, jene zehn Gebote, die Feindschaft und Mord, Diebstahl und Lüge streng verbieten. Und noch etwas muß er ihnen sagen: daß es nicht erlaubt ist, mehr als eine Frau zu haben, daß jede Art von Unzucht mit Weißen oder untereinander sie vom Himmel ausschließt.

Da beginnen die Schwierigkeiten. Sie verdichten sich immer mehr, je eindringlicher er von ihnen verlangt, das aufzugeben, was sie bisher als selbstverständlich und gerechtfertigt angesehen hatten. „Sollen denn unsere Väter sich dermaßen getäuscht haben, daß nichts von dem wahr ist, was sie uns erzählt haben, was auch jetzt noch die Mütter den Kleinen einprägen?"

Der Prediger hat ihnen gut das Bild des Heilandes gezeigt, der für sie am Kreuz sein Blut vergossen habe. „Warum hat er sich töten lassen? So ganz unschuldig muß er wohl doch nicht gewesen sein!"

Seine geschworenen Gegner und Feinde sind die Zauberer, die ihre Herrschaft bedroht sehen. Mit allen Mitteln des Aberglaubens arbeiten sie gegen den verhaßten Schwarzrock und verkünden von Zeit zu Zeit: „Die Götter verlangen für heute abend Austausch der Frauen."

Das Schlimmste kommt erst, als die zwei Angestellten der Handelsgesellschaft, protestantische Mestizen, die mit Eskimoweibern ein ausschweifendes Leben führen, durch Hohn und Spott, Lügen und Verleumdung die beiden Gottesboten bei den Heiden unmöglich zu machen suchen. In diesem erbitterten Ringen hetzen sie sogar die Kinder auf gegen die Missionare.

So vergeht das Jahr 1914, so vergeht 1915.

Im Frühjahr 1916 will P. Le Blanc sein Glück bei einem neuangekommenen Stamm versuchen durch Erweise besonderer Liebe. Aber gleich in seiner ersten Predigt sind alle gegen ihn. Dazu bringt der „Raskopie" traurige Nachrichten aus seiner vom Kriege hart bedrängten Familie. Alles das, verbunden mit inneren Schwierigkeiten, macht ihn gemütskrank, sodaß er im Süden Heilung suchen und P. Turquetil allein lassen muß. Der Aermste hat leider den Süden nicht erreicht, sondern in der Hudsonbai ein beklagenswertes Ende gefunden.

Den einsamen Gottesstreiter da oben überfällt nun die Furcht, von seinem Bischofe wegen mangelnder Erfolge zurückgerufen zu werden. Da, im September 1916, weiht er in seiner Herzensnot die Missionsstation dem heiligsten Herzen Jesu. Er erhält als Ersatz den Bruder Primus Girard, der eines Tages Erde vom Grabe der seligen Theresia vom Kinde Jesu auf die Schneewüste der Eskimos streut. Bald darauf verlangen vier Familien nach dem christlichen Unterricht. Von 7—9 Uhr abends unterweist der Pater sie täglich in den Heilswahrheiten und hält sie morgens der hl. Messe bewandert. Auch einige Gebete bringt er ihnen bei. Am 2. Juli 1917 taufte er sechs vier Familien. Der erste große Erfolg! Die Gnade hat gesiegt über das Heidentum! Die Gnade dringt noch wunderbarere Werke zustande. Ein Zauberer bekehrt sich und erhält in der Taufe den Namen Jakob.

Endlich wurden auch seine Bemühungen um Abberufung der beiden Angestellten bei der oberen Leitung der Handelsgesellschaft im Sommer 1919 von Erfolg gekrönt.

Ueber den augenblicklichen Stand der Eskimo-Mission ist zu sagen, daß sie aus zwei festgegründeten Stationen besteht: Chesterfield Inlet und Eskimo Point. Mehr als 400 Eskimos haben das Evangelium bereits angenommen; getauft sind 80; mehr als 250 haben sich als Taufbewerber einschreiben lassen. Letztere beten täglich ihr Morgen- und Abendgebet, halten den Sonntag heilig und wollen mit heidnischen Gebräuchen und Gewohnheiten nichts mehr zu tun haben, sie leben als katholische Christen.

Zweierlei Umstände sind der Entwicklung der Mission sehr günstig: die Anerkennung der canadischen Regierung und die Gewogenheit der Hudsonbai-Handelsgesellschaft.

Die canadische Regierung hat längst den Entschluß gefaßt, die Eskimo-Rasse nicht nur vor dem Untergang zu bewahren, der ihr durch die Ausbeutung des weißen Mannes droht, sondern sie auch zu pflegen und ihre Gesittung zu heben. Da dies nur durch die friedliche Durchdringung der verschiedenen Stämme vonseiten der katholischen Mission geschehen kann, so unterstützt sie nach Kräften das Werken der katholischen Missionare.

Auch die erwähnte Handelsgesellschaft kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß sie nur zu gewinnen hat, wenn sie die katholischen Glaubensboten tatkräftig fördert. Sie hat daher die Patres dringend eingeladen, in Ponds Inlet auf der Nordküste von Baffinland, 73. Breitegrad, und in Chimo, südlich der Ungavabai, in der Nähe des 62. Breitegrades, sich niederzulassen. Für letztere Missionsstation würde sie sogar alles zum Bauen Notwendige unentgeltlich liefern.

Chimo liegt auf der Halbinsel Labrador und gehört zum Apostol. Vikariat St. Lorenz-Golf. Aber Bischof Leventour hat selbst verschiedentlich die Oblaten gebeten, in seinem Sprengel die Eskimo-Mission zu übernehmen und besonders in Chimo eine Station zu errichten.

Durch die Studien und Uebersetzungen, die P. Turquetil gemacht hat, ist er in der Lage, seinen neuen Mitarbeitern ein zuverlässiger Führer zu sein beim Eindringen in die sehr schwere Sprache der Eskimos.

Sein zähes Ausharren auf dem weltentlegenen Posten von Chesterfield Inlet, seine Europareise, der Aufenthalt in Rom, seine Beziehungen zu grönländischen Gelehrten und Schriftstellern wie Rasmussen u. a. haben dem Evangelium unter dem bisher noch wenig erforschten Eskimovolke ein weites Tor geöffnet. Möge es sich immer weiter auftun und das Lebenswerk des Apostels der Eskimos bald die Krönung erleben!

Sehr einfach.

Frau (eine Gardinenpredigt haltend): „. . . . Und so lange du nicht daheim bist, kann ich einfach nicht schlafen."

Mann: „Na also, so schlaf' jetzt wenigstens."

Schwer ausführbar.

„Na, Jochembauer, der Bienenstich am Hinterkopf wird nicht weiter gefährlich werden. Ihr hättet aber gutgetan, die Wunde sofort auszusaugen."